

Eberhard Aurich
Pablo-Neruda-Straße 11
12559 Berlin
mail@eurich.de

Sehr geehrte Marion Brasch,

Ihr Buch „Ab jetzt ist Ruhe“ habe ich Anfang März innerhalb von zwei Tagen mit großer innerer Spannung gelesen. Es drängt mich, Ihnen meine Gedanken dazu zukommen zu lassen. Verzeihen Sie, wenn es etwas zu persönlich und ausführlich werden sollte, aber uns alle lässt eben die Geschichte nicht los, ab jetzt ist eben nicht Ruhe. Auch Sie tragen mit Ihrem Buch zweifellos erheblich zu dieser unserer Unruhe bei.

Dass ich jetzt erst schreibe, liegt daran, dass ich mich zunächst gründlich mit dem aktuellen Buch von Margot Honecker zur DDR-Volksbildung auseinandergesetzt habe, ein Thema, das auch Ihr Buch berührt.

Aber zu Ihrem Buch:

Ich lernte Ihren Vater, Horst Brasch, ganz plötzlich im September 1971 in Karl-Marx-Stadt kennen. Er kam ungewöhnlicher Weise als 2. Sekretär der SED-Bezirksleitung zu Fuß zu uns in die FDJ-Bezirksleitung, verschwand im Zimmer unserer Chefin FDJ-Bezirkschefin Helga Labs (später Pioniervorsitzende und Chefin der Gewerkschaft Unterricht und Erziehung) und nahm danach an einer Sitzung unseres Sekretariats teil. Das war völlig neu für uns: Ein Mitglied des ZK und 2. Sekretär direkt bei uns zu einer Beratung. Er war uns persönlich unbekannt, es ging ihm für uns aber eine etwas mysteriöse Aura voraus, was wohl mehr mit seiner Emigrationszeit und seiner Beteiligung an der Gründung der FDJ zu tun hatte. Ich persönlich hatte als ganz junger FDJ-Funktionär keine Ahnung von den Umständen, die ihn in die Provinz führten. Meine damaligen Genossen und ich vermuteten auch, dass Honecker jetzt seine Leute auch in die Bezirke schickte, denn kurz zuvor hatte er Ulbricht unter etwas sehr widersprüchlichen Umständen mit Hilfe und unter Deckung der KPdSU-Führung abgelöst. Die SED-Bezirksleitung Karl-Marx-Stadt unter Paul Roscher gehörte wohl eher zu den „Ulbricht-Anhängern“, Helga Labs hatte gar bei seiner Ablösung geheult. Dass Horst Brasch aus Berlin „abgeschoben“ war, blieb uns also zunächst verborgen. Er machte auf mich einen sehr sympathischen Eindruck, er sprach warm und verständnisvoll, argumentierte zwar ziemlich prinzipiell und durchaus einleuchtend, aber hörte auch zu. Er war irgendwie anders als jene, die ich sonst bisher aus dem Parteiapparat kannte. Er schien mir gebildeter, weltgewandter, kurzum – das wird Sie wundern – weniger stur und verbissen.

Auch fiel mir sehr positiv auf, dass er auf Privilegien keinen gesteigerten Wert legte. Er fuhr oft mit dem Bus, nicht nur mit seinem schwarzen Dienstwagen, wohnte nicht in einem eigenen Haus (wie sein Chef), sondern im gleichen Wohngebiet, wo auch ich ab 1972 wohnte. Nach einiger Zeit kam uns Genossen in der FDJ-Bezirksleitung aber zu Ohren, dass er große Schwierigkeiten mit einem seiner Söhne hatte, der auf die Friedrich-Engels-EOS ging. Auf einer Parteiversammlung wurde Ihr Vater deshalb „verdeckt“ danach gefragt. Es knisterte im Raum. Ich weiß nicht mehr im Einzelnen, was er

dazu sagte, aber er warf zunächst den Fragestellern vor, dass sie „hintenherum“ fragten und warum sie sich nicht traute, offen und direkt ihn zu fragen. Dann sprach er wohl über Schwierigkeiten, die man als Eltern mit den eigenen Kindern haben könne. Wir hatten keine Ahnung von den wirklichen Ereignissen 1968 mit Ihrem Bruder Thomas und seinen Brüdern.

Für mich war die Begegnung mit Ihrem Vater damals in gewisser Weise durchaus auch prägend. Wahrscheinlich wirkte er wie auf mich auch auf andere überzeugend. So unkompliziert und aufrichtig, gradlinig und prinzipienfest, verständnisvoll und kameradschaftlich, so frei von persönlicher Eitelkeit und ohne Privilegien stellte ich mir einen Parteifunktionär irgendwie vor. Der konnte ja nur Gutes wollen!

Die Tragik Ihres Vaters ist aber offensichtlich – das lese ich aus Ihrem Buch heraus –, dass er seine Kinder nicht mehr verstand und ihre andere Lebensauffassung in sein Weltbild nicht mehr einordnen konnte. Ich stand 1989 mit an seinem Grab, gemeinsam mit Ihnen und Ihren Brüdern. Es war bereits in einer Zeit, in der ich bereits innerlich mehr oder weniger schon auf Distanz zu allem ging, was damals so üblich war im Lande.

Sie beschreiben in Ihrem Buch die Schwierigkeiten mit den Lebenswahrheiten in einer Familie, die entstand in einer Zeit, als sich Ihr Vater aus antifaschistischer Überzeugung mit Leidenschaft einem Neuanfang in Deutschland verschrieb. Dass damit auch Ihre Mutter ihre Konflikte mit Ihrem Vater hatte, hätte ich vor Ihrem Buch nicht in dieser Weise für möglich gehalten. Sie weichen leider der Frage aus, warum dennoch Ihre Mutter zu Ihrem Vater hielt und ihm letztlich auch bedingungslos folgte. Sehr schön beschreiben Sie allerdings das Verhältnis zu Ihrer Oma und Opa.

Ich selbst habe in dieser Hinsicht eine relativ entspannte Kindheit und Jugend hinter mir. Mein Vater war NSDAP-Mitglied und im Krieg U-Boot-Matrose. Er kam aus englischer Kriegsgefangenschaft und konnte nach 1945 seinen Beruf als Handelskaufmann nicht mehr ausüben, wurde deshalb Bauarbeiter, was er bis zum Rentenbeginn mit Leidenschaft blieb. Er hat im wahrsten Sinne des Wortes vieles in der DDR mit aufgebaut. Meine Mutter war zwar im BDM, aber hat sich immer gegen viele Versuche der Vereinnahmung gewehrt. Sie beide heirateten noch im März 1945, nachdem ihre Elternhäuser in Chemnitz bei den Bombenangriffen am 05. März 1945 völlig zerstört worden waren. Im Dezember 1946 erblickte ich, ein Jahr später dann meine Schwester das Licht der Welt. 1953 kam noch mein kleiner Bruder dazu. Meine Eltern waren jahrelang in der DDR parteilos. Nie hing bei uns eine Fahne aus dem Fenster, weder die rote noch die schwarz-rot-goldene. Ich wurde als Kind getauft, nahm am Religionsunterricht teil, trat später als andere in der Klasse in die Pionierorganisation ein, wurde dort dann aber Gruppenratsvorsitzender und Freundschaftsratsvorsitzender, Mitglied der FDJ und verschiedener FDJ-Leitungen, war immer engagiert und aktiv. Viele Arbeitsgemeinschaften habe ich besucht, stets unterstützt von meiner Mutter. Eine Zeit lang blieb unklar, ob – wegen des erlernten Berufes meines Vaters – ich aus einer Arbeiterfamilie stamme, weshalb ich zum Beispiel 1960 nicht mit einer Pionierdelegation nach Ungarn reisen sollte. Ich wurde 1967 nach langer Überlegung SED-Mitglied, noch vor meinem Vater. Er wurde es erst ein Jahr später, nachdem er viele Jahre nur die gewerkschaftliche Revisionskommission geleitet hatte. Heute ist er noch bei den Linken, ich gehöre seit 1990 keiner Partei mehr an, wähle aber seither stets die Linken, weil ich die anderen bürgerlichen Parteien nicht wählen kann.

Glauben Sie nicht, dass diese andere Entwicklung als die in Ihrer Familie weniger konfliktreich war. SED-Mitglied zu werden, war in der Familie und im Freundeskreis höchst umstritten. Man wurde verspottet („roter Stern auf dem Rücken!“), man musste stets seine Entscheidung irgendwie verteidigen. Sie kennen das. Ich zögerte auch wegen der früheren Mitgliedschaft meines Vaters in der NSDAP, was wiederum auf großes Unverständnis mir wohlwollender Genossen stieß. Das Parteiabzeichen habe ich deshalb lange Zeit vermieden zu tragen. Wer sich nicht „ins politische Rampenlicht“ begab, hatte es oft einfacher im Leben. Erst während meines Studiums festigte sich meine Überzeugung von der Richtigkeit des Weges in der DDR. Dazu haben einige Lehrer in der Karl-Marx-EOS in Karl-Marx-Stadt und Hochschullehrer in Zwickau beigetragen. Ich weiß zum Beispiel noch, wie wir mit einem Lautsprecherwagen 1968 durch Zwickau fuhren und für ein JA zur Verfassung der DDR warben, plakativ u. a. mit den Worten: „Und handeln sollst du so, als ob an dir allein das Schicksal hing der deutschen Dinge, und die Verantwortung wär' dein!“ (Ernst Moritz Arndt). Eine Mitstudentin weinte nach der Volksabstimmung, weil sie irrtümlicherweise ins falsche Feld ihr Kreuzchen gemacht hatte (und damit mit Nein gestimmt hatte). Wir jungen Genossen bestärkten uns gegenseitig in unseren Auffassungen, unterstützt von Hochschullehrern, die wir achteten. Aus dieser Zeit rührt auch mein Kontakt mit dem Zentralinstitut für Jugendforschung in Leipzig und Prof. Dr. Walter Friedrich, die sich stets um eine realistische Einschätzung der Bewusstseinslage unter DDR-Jugendlichen bemühten. Mit Sorge blickten wir zu jener Zeit in die CSSR. Einerseits verfolgten wir mit gewisser Sympathie die Entwicklung im Prager Frühling, sahen aber darin durchaus auch die Möglichkeit der Konterrevolution. Mein Vater, der zu jener Zeit auf einer Baustelle im oberen Erzgebirge tätig war, berichtete mir davon, dass überall in den Wäldern sowjetische Soldaten lagen, ein Einmarsch kurz bevorstand. Am Radio verfolgte ich deshalb sehr intensiv die Meldungen über das Treffen in Cierna nad Tisou und schließlich über die Intervention. Endlich wird dem Chaos ein Ende bereitet, war damals meine Meinung, also genau das Gegenteil von dem, was Ihr Bruder dachte. Verrückt?!

Im Herbst 1968 absolvierte ich als Pädagogik-Student mein Großes Schulpraktikum an der Friedrich-Engels-EOS und unterrichtete Deutsch und Staatsbürgerkunde. Einmal habe ich in einer Stabü-Stunde aus einer Original-Bibel zitiert, mein Mentor ist bald aus allen Wolken gefallen, hat mir damals aber nichts gesagt. Erst viele Jahre später gestand er mir – da war ich schon FDJ-Funktionär in Berlin – seinen Konflikt: Er habe ja nicht ahnen können, dass aus mir noch ein „passabler“ Genosse geworden sei! Mein Deutsch-Mentor schenkte mir zum Abschluss meines Praktikums die zwei Bände über Werner Holt von Dieter Noll mit persönlicher Widmung des Autors und fügte hinzu, dass Noll gemeint habe, dass nach den CSSR-Ereignissen nun auf lange Zeit der Weg für einen humaneren Sozialismus verbaut sei. Das habe ich damals nicht so recht verstanden.

1969 beendete ich mein Lehrerstudium an der Pädagogischen Hochschule in Zwickau erfolgreich (Diesterweg-Preis des Ministeriums für Volksbildung), sollte eigentlich FDJ-Sekretär der Hochschule werden, wurde aber Mitarbeiter und Sekretär der FDJ-Bezirksleitung in Karl-Marx-Stadt, speziell verantwortlich für Studenten. 1972 wechselte ich in den Zentralrat der FDJ in die Studenten-Abteilung, wo ich bis 1977 blieb. Dass in dieser Zeit Ihr Vater Selbstmord begehen wollte, habe ich damals nicht mehr mitbekommen – es wurde ja auch kein großes Tam-Tam drum gemacht. Nach einem Intermezzo als 1. Sekretär der FDJ-Bezirksleitung Karl-Marx-Stadt von 1977-1980 wurde ich 1980 zunächst 2. Sekretär und 1983 1. Sekretär des Zentralrats der FDJ (bis November 1989). Ich traf Ihren Vater erst wieder, als wir gemeinsam ab 1981 als Mitglieder dem ZK der SED angehörten. Wir hatten aber nie einen besonderen Kontakt oder Draht zueinander. Ich hatte aber sehr wohl einen

besonderen Respekt vor ihm, wegen seiner Biografie und zunehmend auch im Wissen ob seiner Konflikte mit seinen Söhnen. Zu FDJ-Veteranentreffen kam er selbstverständlich in den FDJ-Zentralrat, zuletzt 1986 zum 40. Jahrestag der FDJ. Von dem Schaffen Ihrer Brüder hatte ich wenig Kenntnis, persönlichen Kontakt nie. Sie, Marion, habe ich mal auf dem Flur von DT 64 kurz getroffen. Ich glaube, das war schon in der Zeit, wo ich neuerdings live Fragen im Rundfunk beantwortete. Naturgemäß hatte ich viel mit dem Jugendlradio und Jugendfernsehen zu tun. 1988/1989 hatte ich Vorschläge für eine Neuausrichtung unterbreitet, die aber nicht allzu viel Zuspruch mehr fanden (das ist aber ein anderes Thema). Über die Musikredaktion habe ich mich im Herbst 1989 einmal bei Marianne Hoebbel beschwert, weil laufend Tamara Danz von den „verlorenen Kinder mitten in Berlin“ sang, die gerne in den warmen Süden wollten.

Das war schon zu einer Zeit, als es mit der DDR zu Ende ging. Als es für sie schon zu spät war, hatte ich noch gemeinsam mit zwei Genossen noch den Versuch unternommen, die Parteiführung dazu zu bringen, die Realitäten endlich mal wahrzunehmen. Das misslang. Unser Honecker übergebener Text wurde von ihm als größter Angriff auf die Parteiführung in der Geschichte der DDR bezeichnet. Über die Umstände dieser Wortmeldung habe ich mich gerade in dem umfangreichen Statement mit Margot Honecker auseinandergesetzt, die in einem selbstgerechten Buch anhand der Volksbildung der DDR darauf besteht, dass die DDR nicht an ihren Fehlern, sondern an den internationalen Umständen und an Leuten zugrunde ging, die nicht die „klassenmäßige Sicht“ mehr vertraten und den Illusionen von einem „demokratischen Sozialismus“ erlagen. Die DDR ging gewiss nicht an ihren vielen einzelnen Fehlern, sondern vor allem an ihrem Grundkonstrukt zu Grunde: Die zu geringe Respektierung der Tatsache, dass der Mensch ein eigenständiges Individuum ist, mit eigenen Vorstellungen, Wünschen und Willen. Schon Thomas Mann hatte in seiner Rede in Weimar 1949 gemahnt: „Die stille, seelische und ganz unprogrammatische Herausbildung eines solchen neuen humanistischen Solidaritäts- und Schicksalsgefühls könnte der Menschheit hilfreich sein bei der schweren und so viel Verwirrung erzeugenden Aufgabe, sich auf eine neue Stufe ihrer sozialen Reife zu erheben. ... Die Bemühung und Anstrengung, von der ich spreche, ist überall heute in der Welt vorhanden, in Ost und West, in sehr verschiedenen Formen und Erscheinungen. Aber über all diesen Unterschieden, lassen Sie mich das aussprechen, muss die Erkenntnis stehen, dass gewisse schwer erkämpfte und unveräußerliche Errungenschaften der Menschheit, dass Freiheit, Recht und die Würde des Individuums dabei nicht untergehen dürfen, sondern dass sie, sei es auch in gebundener Form, bedingt durch verstärkte soziale Verpflichtung, aufgenommen, heilig bewahrt und in die Zukunft überführt werden.“ (Thomas Mann, Rede in Weimar 1949)

Margot Honecker hat mir heute geantwortet. Es war ein bisschen wie früher. Ich hätte eben keine klassenmäßige Sicht auf die Dinge. Für sie sei es nun keine Frage mehr, dass die DDR auch an solch wankelmütigen Genossen zugrunde gegangen seien, die die Axt an das Gerüst des Baus Sozialismus legten.

Was mich quält, ist auch die Frage, warum nicht Ihr eigentlich kluger Vater, warum ich selbst und andere, die mir geistesverwandt sind, diesen Grundfehler der DDR nicht früher erkannten, sondern immer hofften auf Verbesserung, mitmachten und gar Neues hinzufügten, das System bedingungslos verteidigten, andere deshalb belehrten oder bedrängten, nötigten oder gar einsperrten.

Obwohl ich auch die Hälfte meines Lebens für das Projekt DDR leidenschaftlich gelernt und gearbeitet habe, halte ich heute das ganze Projekt nicht für fähig, unsere eigentlichen Ideale verwirklichen zu können. Die Struktur des DDR-Sozialismus verhinderte das grundsätzlich. Die Frage,

die ich mir stelle, ist, warum wir so leidenschaftlich mitgemacht haben, so opportunistisch waren wir doch eigentlich nicht, um nicht wirklich gemeinsam unter Gleichgesinnten aufbegehren hätten zu können. Es gab offensichtlich ein subtiles Band, dass uns an die grundsätzliche Richtigkeit des Weges glauben ließ (Parteidisziplin ist dafür die völlig falsche Bezeichnung, darum ging es nicht, wir waren aus subjektiv guten Gründen dabei.). Was hatten wir davon? Waren wir machtgeil? (Nein!) Waren es Geld, Orden und Ehrenzeichen? (Nein!) War es Ansehen (Ein bisschen!) Fühlten wir uns gut, wenn uns eine verantwortungsvolle Aufgabe angetragen wurde? (Ja!) Fühlten wir uns gut, wenn uns andere liebten oder uns vertrauten? (Ja!) Vor allem aber konnten wir auch etwas tun – so glaubten wir – , als Wissenschaftler, als Funktionär, auch als Künstler! Und wir durften oft Gutes tun, einer sein Institut entwickeln, ich durfte Vorlagen schreiben, Initiativen, Projekte und Feste erfolgreich organisieren usw., andere gute Theateraufführungen und Filme produzieren. Wir hatten auch viele Jahre unter einem Großteil der Bevölkerung Zustimmung, das gefiel uns! Als es nicht mehr so war, wollten wir alles Mögliche tun, das wieder zu verbessern. Dass das an den Strukturen scheitern musste, erkannten wir nicht oder nur vage. Wir hatten vielleicht auch zu wenig Mut, mal auf den Tisch zu hauen! Nachdem Ihr Vater mal auf diesen gehauen hatte – sie schreiben leider nicht darüber, warum eigentlich – wollte er sich gar das Leben nehmen. Welche Tragik! Wir hätten uns wahrscheinlich nicht mehr das Leben genommen, aber gut gefühlt hätten wir uns auch nicht, Selbstzweifel hätten uns gequält: Wie kann ich denn anders denken als die anderen Genossen, die doch auch nur das Beste wollen.

Auch mein Funktionärsleben wirkte tief in meine Familie hinein. Meine Frau und ich heirateten 1969 nach Beendigung meines Studiums, wir bauten gemeinsam eine Altbauwohnung aus. Als mein Sohn 1972 in Karl-Marx-Stadt geboren wurde – wir hatten gerade eine Neubauwohnung im Hans-Beimler-Gebiet bezogen – , „drohte“ mir die Delegierung nach Berlin zum Zentralrat der FDJ. Meine Frau studierte noch in Leipzig und war generell nicht zu einem Umzug nach Berlin bereit. Für einen Funktionär stand die Frage: Auftrag der Partei oder Familie! Fast sieben Jahre haben wir deshalb eine Wochenend-Ehe geführt. Erst Ende 1977 kam ich zurück, um 1980 erneut vor der Frage zu stehen, nach Berlin umzusiedeln. Gemeinsam mit meinen Schwiegereltern, die sich um unseren Sohn kümmerten, sind wir dann ins Allende-Viertel nach Berlin umgezogen, obwohl es eigentlich in Berlin für meine Frau als Ärztin keine Arbeitsstelle gab. Unser Sohn hatte es in einer Berliner Schule nicht leicht. Er sprach Sächsisch, war etwas pummelig, hatte zwar gute Leistungen, nahm aber an keinen Arbeitsgemeinschaften teil. Das veranlasste seine Klassenlehrerin zu einem Hausbesuch. Zufällig war ich auch gerade an diesem Abend zu Hause. Mit einer Flasche Wein konnten wir die Lehrerin redselig davon überzeugen, dass es vielleicht besser sei, unseren Sohn einfach in Ruhe zu lassen.

Ich war wie auch andere Funktionäre wenig zu Hause. Der 1. Mai, Pfingsten, der 7. Oktober – für andere Leute Feiertage – waren für uns wie viele Wochenenden Arbeitstage. Hinzu kamen viele Auslandsreisen. Am Abend habe ich dann meistens noch die Zentralratspost mit nach Hause gebracht. Meine Frau kümmerte sich um unseren Sohn, sie war der Hauptsprechpartner für ihn, sie schauten zu meinem Leidwesen gemeinsam Westfernsehen, erörterten die schulischen Probleme. Ferien verbrachten wir in den FDJ-Ferienheimen in Binz, Oberhof, Schmiedefeld, Schierke oder Prieros. Höhepunkte waren gemeinsame Urlaubsreisen in die Sowjetunion, Mongolei, Ungarn und CSSR. Es war aber ein Familienleben oft im Ausnahmezustand.

Die sogenannte Wende ersparte mir nach 1989 dann einige familiäre Konflikte, die Sie in Ihrem Buch in den Zusammenhängen Ihrer Familie beschreiben. Mein Sohn war damals 17 Jahre alt (geboren 1972). Er war nicht auf der EOS, sondern absolvierte eine Berufsausbildung mit Abitur. Meine Frau

war Ärztin in einem Berliner Großbetrieb. Sie war in die Partei nur eingetreten, um mir meine „Karriere“ nicht zu gefährden. Ich hatte meine Frau nicht zur Parteimitgliedschaft gedrängt, hatte mich auch nicht in die alltägliche Erziehung unseres Sohnes eingemischt, mich nicht in der Schule zu Elternabenden gezeigt. Mein Sohn stand vor einer beruflichen Entscheidung. Was wurde erwartet von einem Sohn eines solchen Funktionärs? Mindestens drei Jahre Ehrendienst, Offizierslaufbahn, möglichst Offizier beim MfS, Parteieintritt! Nichts von alledem wollten natürlich mein Sohn und meine Frau. Er wollte Jura studieren, was ich für eine gute Idee hielt. Für mich stand fest, dass ich mich auch nicht einmischen werde. Ich hätte es beiden komplett überlassen, diese Entscheidungen zu fällen. Was wäre da zehn Jahre früher passiert, was hätten mich meine Vorgesetzten denn gefragt oder gar vorgeworfen? Was hätte ich dann getan? Schon als ich 1. Sekretär wurde und biografische Daten veröffentlicht wurden, die offenbarten, dass ich nicht (weil meine Einberufung durch das Wehrkreiskommando zurückgezogen wurde) bei der Armee war, erhielt ich Briefe, die mir das vorwarfen. Es gab in der Partei, in der ganzen Gesellschaft immer eine Atmosphäre der Vorschrift und der Rituale, der Denunziation und der „erwarteten Selbstverständlichkeiten“, die zunehmend unerträglich war. Sich dagegen zu wehren, wäre nur durch den totalen Ausbruch gegangen. Ich weiß nicht, was in meinem Falle passiert wäre. Mit meiner Abwahl aus der FDJ-Funktion Ende November 1989 hatte sich diese Konfliktsituation erledigt. Heute ist mein Sohn Amtsrichter in Berlin, glücklich verheiratet, wir haben zwei aufgeweckte Enkel, über deren berufliche Zukunft wir uns sicher später ganz andere Gedanken machen werden. Eines wird aber klar sein: Niemand wird sie zwingen, irgendetwas zu tun, was sie nicht selbst wollen.

Das war wohl auch der Konflikt ihrer Brüder mit ihrem Vater. Ich habe jetzt nach Ihrem Buch erstmals „Vor den Vätern sterben die Söhne“ gelesen. Ich gestehe, ich kann wenig damit anfangen. Ihr Text entschlüsselt mir einiges darüber, warum Thomas Brasch einen solch extremen Individualismus huldigte. Ich habe auch seine Rede in München nicht so recht verstanden. Ich denke, er wollte sich gegen alle Vereinnahmung wehren, in der Familie, in der DDR-Gesellschaft, als DDR-Dissident im Westen. Es ist leicht gesagt: „Jeder muss seinen Weg finden.“ Man ist eben nicht allein auf der Welt, sondern lebt in sozialen Beziehungen, die jeden eigenen Schritt gut heißen oder verdammen, die jeden geäußerten Gedanken prüfen, bewerten, loben oder kritisieren. Am intensivsten geschieht das in der Familie, bei Alltäglichkeiten, bei Wichtigem und Unwichtigem, bei Politischem und Unpolitischem. Als Ihr Vater Ihnen Kuchen anbot, haben Sie sich doch irgendwie zu Hause gefühlt, oder sehe ich das falsch?

Mich hat niemand genötigt, eine Funktionärlaufbahn einzuschlagen. Es war mein Engagement in der Schule und Hochschule, es war das Ansehen, dass ich wegen meiner fachlichen Leistungen und dieses gesellschaftlichen Engagements genoss, es waren meine Hochschullehrer und Studienkameraden mit ähnlichen Auffassungen, es waren Mitstreiter und Vorbilder wie Wolfgang Herger, Werner Hannig und Gerd Schulz in Berlin, Helga Labs in Karl-Marx-Stadt, Prof. Dr. Walter Friedrich aus Leipzig und eben auch Leute wie Horst Brasch, die meinen Weg beeinflussten. Ich hatte immer zu jenen, die nicht mitkämpften, die keine Verantwortung übernahmen, sondern nur kritisieren wollten, eine große Distanz. Ihre Brüder hätte ich niemals verstanden, Ihre Erläuterungen im Buch dazu ändern wenig an meinem geringen Verständnis. Dieser extreme Individualismus ist mir fremd, ich könnte ihn nicht leben, deshalb wohl auch kaum verstehen.

Kinder von Funktionären hatten es in der DDR wohl besonders schwer. Sie wuchsen in der Regel auf in der Erwartung ihrer Eltern, dass sie ähnlich denken und fühlen mögen wie ihre Eltern, was sie spürten. Sie wurden schon in der Schule von ihren Mitschülern skeptisch beäugt. Ihre

Funktionärseltern standen unter der misstrauischen Beobachtung der Genossen und Kollegen, der Gesellschaft insgesamt, wie sich ihre Kinder wohl entwickeln mögen. Die Kinder lebten aber oft schon wie ihre Eltern früher in einer anderen Welt, sie dachten und fühlten anders, hatten ganz andere Ansprüche, befragten kritisch ihre Lebensumstände und wollten einen eigenen, einen selbstbestimmten Weg gehen. Die Tragik bestand offensichtlich oft darin, dass dieser ganz anders aussah, als ihre Eltern und die Gesellschaft für richtig hielten. Nur unter den Bedingungen einer geschlossenen Gesellschaft wie die der DDR wurde dies zu einem besonderen Konflikt von manchmal gar „staatstragender“ Bedeutung. Auch heute wird es diesen Konflikt in vielen Familien geben, der Konflikt zwischen Erwartung der Eltern und Erfüllung dieser durch die Kinder, der Konflikt zwischen Respekt und Achtung vor den Eltern und eigenen Lebensansprüchen. Geht es um das bürgerliche Erbe bei Deutschen oder um familiäre Rituale wie bei Ausländern, kann dieser Konflikt auch mal extrem eskalieren, ansonsten spielt er aber gesellschaftlich keine relevante Rolle mehr. Die Freiheit des Individuums wird ja grundsätzlich nicht mehr in Frage gestellt. Insofern war die DDR eine besondere Situation, auch einer der Gründe ihres Zerfalls.

Sehr geehrte Marion Brasch, in Ihrem Buch hätte ich mir gewünscht, dass Sie mehr von den Motiven und Gedanken ihrer Eltern, Ihrer Brüder und von Ihnen preisgegeben hätten. Sie werden Ihre Gründe gehabt haben, warum Sie da Manches ausgespart haben. Schade!

Nun ist mein Brief doch ziemlich lang geworden.

Ich hoffe, er belästigt Sie nicht allzu sehr.

Aber wir Zeitzeugen der DDR sollten uns über unser Leben äußern und verständigen. Ihr Buch bot dafür eine große Anregung. Herzlichen Dank dafür!

Hochachtungsvoll

Eberhard Aurich
30.05.2012